

Pfarrhaus im Durchzug (I)

Rudolf Meyer

Meine Erinnerungen möchten zeigen, wie Anfang der Fünfzigerjahre Küssnachts gesellschaftliches Gefüge noch nicht wie heute über jene Privatsphären ihrer Amtsträger, bald siebzig Jahre danach, verfügte. Ganz besonders betrachtete man Pfarrhäuser als offene Anlaufstelle, bevor der eigentliche Sozialstaat mit weitgehender Gleichberechtigung der Frauen soziale Stützfunktionen einrichtete und der Gang zum Psychologen so normal erschien wie ein üblicher Arztbesuch.

Zum «Durchzug» gehörten natürlich die eigenen Tätigkeiten unserer Eltern, die sich vom Pfarrhaus aus in die Gemeinde hinaus ergossen. Übrigens blieb immer eine Türe offen, im wortwörtlichen wie im übertragenen Sinn. Nur wenn alle fortreisten, wurde überall abgeschlossen.



Das Pfarrhaus an der Glärnischstrasse, wie es sich heute auf der Westseite präsentiert. Im Untergeschoss unterrichtete Pfarrer Meyer die nach Geschlechtern getrennten Konfirmandinnen und Konfirmanden. Ausserdem fanden hier bis 1956 (Bau des Kirchgemeindehauses) u.a. sogar die Sitzungen der Kirchengemeinde statt. Foto: Renate Egli

Im Weiteren ist aus heutiger Sicht vor allzu einfachen Vergleichen zu warnen! Die heutige Verständigung unter den Menschen, man nennt sie Kommunikation, lief früher persönlicher ab. Man hatte Zeit dazu, weil schon die Reise weiter als nach Zürich eine Seltenheit und im Allgemeinen den «Reisenden» vorbehalten war. Die Wege zur Arbeit waren dementsprechend viel kürzer, was wiederum mehr freie Zeit erbrachte, trotz 6-Tage-Wochen. Das sind eben dermassen grosse Unterschiede, dass sie zu nicht begreifbaren Tatsachen führen.

Es bläst hinein

Haushalt

Unsere Eltern, Werner und Ruth Meyer-Riniker, Jahrgänge 1909 und 1911, lernten sich im Aargau kennen: er, von Geburt an Einarmiger, als Pfarrer in Auenstein am Fusse der Gisli- bzw. Gysula-Fluh, und sie, hinter derselben Jura-Anhöhe im entlegenen Thalheim als Lehrerin tätig. So heirateten die beiden anno 1937 und betrieben in Auenstein das Pfarramt. Mutter gebar dort die ersten drei Kinder Veronika, Hannes und Elisabeth. Ihr oblag die Pflege des Gemüse- und Obstgartens zur Selbstversorgung während der ersten Kriegsjahre. Für straffällige Soldaten der Grenzbesetzung, die im Erdgeschoss des massiven Kirchturms untergebracht waren, hatte sie auch zu kochen.

Im Januar 1941 siedelte die Familie nach Küsnacht am Zürichsee um, ins «obere» Pfarrhaus, Glärnischstrasse 11, ein auf Architekten-Spekulation erbautes Einfamilienhaus, das mit wenigen Eingriffen zum geräumigen öffentlichen Familiendomizil umgebaut wurde. Im Kellergeschoss wurde das Sitzungs- und Unterrichtssälchen, die Zwinglistube, eingerichtet. Dazu gehörten im Flur eine kleine Gasküche für kleinere Verpflegungen und ein Abtritt. Er wurde gelegentlich durch den dem legendären Rübezahl ähnlichen Kirchensigristen Hugo Becker von bewohnten Spinnweben und anderem befreit. Zur Ermahnung heftete er seine Anweisung an die Tür:

*Hast du beendet dein Bemühn,
so sollst du an der Kette ziehn.
Machs Fenster auf, lass Luft herein,
der Nächste wird dir dankbar sein.*

1943 kam als viertes Kind der Schreibende zur Welt, zum 1. Advent 1947 Gisula. Ihr Name wurde auf der Gemeindekanzlei trotz Verweis meines Vaters auf die aargauische Ortshellige Gysula unter der Fluh als Gisela eingetragen, bis die Namensträgerin ab ihrem 20. Geburtstag fortan glücklich auf Gisula bestand.

Bis in die Fünfzigerjahre hinein halfen jüngere Bauerntöchter – damals eben Fräuleins – in einjährigen Einsätzen, das ganze Hauswesen auf vier Etagen samt Garten im Schuss zu halten. Unter ihnen ragten Verena Schneiter aus Kappel, Emmy Langhart aus Stammheim, Hanna Untersteiner aus dem Vinschgau oder Siglinde Condulat, eine für abergläubisch gehaltene Münchnerin, heraus. An gewissen Tagen trug Letztere ihre Arbeitsschürze zum Schutz vor bösen Einflüssen umgekehrt, doch sie kochte für uns die wunderbarsten bayrischen Knödelgerichte.

Regelmässig kam die tüchtige Frau Spühler auf die Stör, um mit unserer Mutter in der dem Haus schattseits angebauten dunklen Waschküche alle Textilien zu waschen – eine Riesenherausforderung! Die beiden Waschfrauen betrachteten wir Kleineren als zwei Ungeheuer, mit umhuderter Haartracht, alten Kleidern und Schuhen, mit denen sie auf im Wasser schwimmenden Brettern Halt suchten. Der Sud-Ofen wurde mit Holz eingefeuert. Mutter widmete sich ganz diesem nassheissen Geschäft. Nur unwillig erwiderte sie jeweils meine kleinen Anfragen. Punkt vier Uhr aber war der Spuk vorüber, die Wäsche im Garten oder winters auf dem Estrich und im Kellerkorridor aufgehängt. Beide Frauen erschienen wieder im Werktagshabit, und es gab das wunderbare «Wöschzöbeli» mit frischem, knackigem Brot, Konfitüre und Butter. Frau Spühler war alleinerziehende Mutter mit zwei schon damals tüchtigen Söhnen aus dem südlichen Arbeiterquartier Heslibach. Obwohl der Jüngere im Dorf als Galgenstrick bekannt war, liess sie sich in höchsten Tönen über ihre Söhne aus. Für Kinderkrankheiten wurde Herr Doktor Stahel herbeigerufen, ein wunderbarer, humorvoller Arzt, der uns Fieberkranke munter mit der Frage begrüßte: «Häscher wider emaal s Fuulfieber?».

Der Garten bedeutete uns Kindern Paradies, Arbeits- und Erntefeldbereich in einem. Es gab Beerenfelder und Obstbäume. In der Mitte stand der prachtvolle Kirschbaum, ein Kletterparadies für uns Meyer-Buben und zugewandte Kinder wie etwa jene der Witwe Bernhard, deren Bruder, ein Berufsfischer in Stäfa, uns oft freitags mit feinen Felchen beglückte. Bis etwa 1950 bestellte Mutter auch einen kleinen Kartoffelacker.

Unser Vater half mit seinem überstarken einzigen Arm bei schweren Bodenarbeiten, bis Hannes und ich dann nachrückten. Östlich der Küche blühte alljährlich eine grosse Linde. Vater fällte sie, auf Bitte unserer Mutter, auf deren Wunsch nach mehr Luft, im Alleingang im Spätherbst 1952. Danach litt er an einem veritablen Hexenschuss. Aus dem gewonnenen Holz schreinerte er einen wunderbaren zweiteiligen Liegestuhl für seine Frau.

Öffentliches Haus

Als achtköpfige Familie hatten je zwei Kinder ein Schlafzimmer, ein eigenes hatte in wechselnder Folge eine meiner drei Schwestern. Zuerst befand sich das Zimmer unserer Haushalttochter und das von uns Buben. Wenn ein Gast kam, mussten wir Kinder zusammenrücken. Und im Keller diente die Zwinglistube verschiedenen Gruppierungen als Versammlungsraum. Monatlich einmal fand die gerne bis Mitternacht andauernde Sitzung der Kirchenpflege statt. Dann durften wir, ansonsten eine nicht gerade Pianissimo-Gemeinschaft, nur leise sprechen und nicht musizieren. Hannes und ich aber hielten uns so lange wach, bis Herr Wettstein von der fernen Forch seine riesige, krebsrote Zündapp-Maschine anzuwerfen versuchte. Nach viermaligem, vergeblichem Zylinderhusten schob er im schweren Ledermantel die Bestie an den steilen Schiedhaldensteig. Alsdann kamen unsere fast schmerzenden Bauchmuskeln zur Ruhe.

Sonntags hielt der gestrenge Herr Sattler Sonntagsschule. Er verbot uns, beim Beten zu lachen, da unser Herr Jesus angesichts der himmeltraurigen Verhältnisse auf dieser Welt nie etwas zum Lachen gehabt habe.

Montags leitete unsere Mutter den Missionsverein, eine ihrer öffentlichen Domänen. Da strickten, häkelten oder schneiderten denn ein Dutzend Frauen aus dem Dorf aller-

hand Anziehbares. Wenn wir jeweils all die Damen schön grüssten, durften wir danach verbliebenes Gebäck aufschmausen. Namen wie Lüling, Roy oder Wintsch liessen mich eine weitere Welt erahnen. Mehr dazu weiter unten.

Zweimal die Woche kam je eine Konfirmandenklasse zum Unterricht. Im Sommer und Herbst hatten sie Mühe, sich von den fruchtebehangenen Sträuchern und Bäumen fernzuhalten. An zwei weiteren Abenden tagten die beiden Jugendgruppen CVJM (Christl. Verein junger Männer) und CVJT (... junger Töchter).

Willkommene und spontane Türschwelligäste

Allmonatlich überbrachte der Kirchengutsverwalter den Pfarrlohn persönlich ins Haus. Unsere Mutter bot ihm stets Kaffee und Gebäck an. Der Pfarrlohn war übrigens als Ehepaar-Lohn konzipiert, also mitsamt der aktiven Mitarbeit der Pfarrfrau im öffentlichen Pfarrhaus.

Es ist Samstag um 12.30 Uhr! Es läutet an der Haustüre, Mutter schickt eines der grösseren Kinder hin, ab 1951 auch mich selber. Abwechselnd ist es einmal Herr Brandenberger der Erste, einmal der Zweite. Beide wissen voneinander. Jeder beteuert, er sei dann ehrlicher als der gleichnamige andere. Noch weitere Türgäste folgen meistens etwas später. Sie erzählen wunderbare Zukunftsgeschichten wie etwa die folgende: «Am Montag trete ich in Genf eine neue Stelle als Hausbursche bei reichen Leuten an. Aber mir fehlt noch das Geld für ein Billett dahin. Dürfte ich diesen Betrag jetzt vom gütigen Herrn Pfarrer erhalten?» Danach erscheint meine Mutter, da sie befürchtet, ihr Mann würde sein ganzes Portemonnaie hergeben. Sie füllt aus einem kleinen Block einen SBB-Gutschein aus. Hungrige Türgäste lädt sie gerne zum Mitessen am gedeckten Tisch ein, was aber nur selten angenommen wird. Stattdessen erhalten diese Männer einen Gutschein fürs alkoholfreie Restaurant des Frauenvereins. Den Genf-Reisenden trafen wir am Montag im Dorf wieder an. Viel später sah unser Vater reuig ein, dass diese Leute sich einfach gerne wie jedermann in einer Beiz ein Bierchen genehmigt hätten, sich jedoch nicht getrauten, darum zu bitten. Die tugendhafte Seite des Apostels Paulus hatte bei ihm obsiegt.

Mutter hielt sehr viel auf einen gepflegten Haushalt: Wir assen mit weissem Tischtuch und mit Tafelsilber. Auch wenn oft bescheidene Gerichte gereicht wurden. Meiner Mutter rechne ich an, dass sie auch für bescheidene Menüs eine gewisse Würde wahrte. Vor und nach dem Essen wurde ein- bis vierstimmig gesungen. Während der Mahlzeit schwieg der oben sitzende Vater und widmete sich versunken den Speisen. Der Rest der Familie pflegte die niedrige bis gehobene Konversation so lange, bis es Streit gab. Erst dann erhob Papa sein denkendes Haupt und ermahnte uns: «Seid doch lieb zueinander.»

Waren dann Pfarrherren, Referenten oder Missionare zu Besuch, dann gab es Fleisch! Einmal wurde Hannes gebeten, in der Metzgerie unten beim Bahnhof 10 Paar Wienerli zu holen. Er brachte das Gewünschte pünktlich in die Küche, doch er hatte jedes Würstchen angebissen, in der Hoffnung, Mutter würde dies einem Versehen der Verkäuferin, Frau Brun, zuschreiben ...

Es gab auch familienfreundliche Gäste bei Tisch: die Geselligen, die von jedem der fünf Kinder erfahren wollten, was es am liebsten tun würde. Manchmal spielten sie in einer freien Halbstunde mit uns Halma. Einer brachte sein Cello mit und trug bedächtig und

auswendig Bachsuiten vor! Besonders willkommen war unserer Mutter der Philosoph und Poet Alfons Rosenberg.

Familienspiegel

Mutter Ruth Meyer-Riniker



Unsere Mutter, der Mittelpunkt unserer Familie, 1954 im Sonntagsstaat.

Sie und ihre etwas jüngere ledige Schwester Hildegard wuchsen ab 13 und 11 Jahren als Halbwaisen mit ihrer Mutter Bertha Riniker-Meyer in Aarau auf. Ruth wurde Lehrerin und besass eine ausgesprochene Frohnatur. Denn bei Routinearbeiten, die zuhauft anstanden, pflegte sie mit ihrer hellen, ausgebildeten Sopranstimme zu singen im Wechsel mit dem damals noch singenden italienischen Dienstpersonal. Sie hielt den grossen Haushalt und die Familie zusammen. Sie war die Haupterzieherin von uns fünf lebensfrohen Kindern und somit das Lebenszentrum unserer Familie. Dazu wohnte während einiger Monate die deutsche Kriegswaise Erich Pliikat aus Essen bei uns. Was hinzukam, war die grosszügige Gastlichkeit bei Tisch! Ledige ältere Menschen sowie unsere Klassenlehrer wurden zu Tisch geladen. So etwa Fräulein Ryffel, die unerbittlich gestrenge Postfrau am Schalter. Wie anders und locker wir sie dann bei Tisch geniessen durften! Solches half uns,

vorsichtiger Urteile zu fällen über so manche Person im privaten und öffentlichen Umfeld. Überforderte Mütter durften schadhafte Flick- und Stopfartikel bei Frau Pfarrer abladen.

Frau Pfarrers Küche liess sich geniessen! Stets war der Tisch mit weissem Tischtuch eingedeckt, und es gab Tafelsilber mit und ohne Gäste. Vor dem Essen betete Mutter: «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast.» Wenn ich heute, 2021, daran zurückdenke, erscheint mir Mutters Speisezettel beinahe grenzenlos, und oft kommt mir für uns heute etwas Früheres neu in den Sinn, wie etwa Kirschensuppe, Fetzelschnitten oder Vogelheu. Wenn Vater wegen des Unterrichts oder sonstiger Abwesenheit nicht zu Tisch erschien, so gab es meistens Süssspeisen für die fünf gierigen Kindermäuler. Etwas oberhalb von uns wohnte die bekannte Reformköchin Nelly Hartmann. Ihr neu erschaffener «Nellys Kalender» war unserer Mutter eine willkommene Anregung, hin zu einem feineren Essen mit einigem Mehraufwand am Zurüsten!

Ab und zu reiste Mutter in die Stadt an die Voltastrasse, wo sie unter Leitung von Frau Dr. Marga Bührig ein christliches Frausein mitentwickelte, obschon sie sich zum Frauenstimmrecht skeptisch stellte, da sie ihr Leben durchaus selbstbewusst souverän zu gestalten wusste, beim Rücksichtnehmen weit unkomplizierter als unser Vater war. Ihre geliebte, schlichte Frömmigkeit prägte mich tief. Im Gebet sah sie die schönste Beziehung zu Jesus Christus und unserem Vater im Himmel und auf Erden. Meine Mutter bewunderte vorbehaltlos jedes von uns fünf Kindern bei seinen Fortschritten, ganz egal, ob dank verliehenem Talent oder dank eigenem Trachten.

Vater Werner Meyer

Ebenfalls aus eher pietistischer Familie herkommend, konnte er als Erster seiner Handwerkerfamilie studieren. Sein Vater hatte als 27-jähriger das Lehrerseminar Muri-stalden in Bern besucht, um an jenem Privatinstitut mit Internat Lehrer zu werden.

Meinen Vater erlebte ich als im Geist lebend und wirkend, als weitgehend in höheren Sphären weilendes Familienoberhaupt. Infolge seiner körperlichen Grenzen pflegte er notgedrungen die memorative Arbeit. So wanderten wir beiden Buben Samstag nachmittags mit ihm von Küsnacht zur Kittenmühle, nach Toggwil und hinunter nach Meilen. Meistens kamen noch andere Kinder mit. Vater sagte dann oft bei Fragen unsererseits einfach «Ja, miinetwäge» – völlig abwesend beim Schreibern der sonntäglichen Predigt. Im Café Heinzelmann gab es dann die wunderbare Einkehr, bevor uns die Eisenbahn wieder heimwärts transportierte.

Am nächsten kam ich ihm beim Musizieren. Wir fantasierten am Klavier dreihändig: er spielte mit der einen, rechten Hand, den Bass, und ich bastelte darüber Klangbilder. Mit Hannes ging es dann noch gehobener zu: Papa besass einen zerschissenen Band von Bachs Orgelwerken. Dort versah die dritte Hand, nach unten oktaviert, die Pedalstimme. Papa arbeitete häufig in seinem für uns heiligen Studierzimmer, seinem Reich von Büchern, Ordnern und der Schreibmaschine. Doch in seiner Schublade lagerten erstklassige Zigarren, die er mit seinem älteren Kollegen Max Schaufelberger paffte, wenn sie ihren Pfarrkonvent abhielten. Und so duftete das Studierzimmer wunderbar nach der weiten Welt draussen! Mein scheuer Abstand vom Vater nach Paulus' Hierarchiekonzept ja gerade an Christus anschliessend, löste sich morgens, wenn er mit Rasierschaum eingeweist wie ein Clown ausschaute und sich erstaunlich locker gab. Glaubensmässig lebte er, in diesen Jahren noch in einer gewissen Distanz zu seinem Bonner Lehrmeister Karl Barth, einen wohlgeordneten Kanon. Mit Vater wurde wenig gelacht angesichts der verbreiteten sozialen und politischen Dauertragödien. Doch ab und zu konnte Hannes mit einem wohlsitzenden Witz oder beim Formulieren eines Werbeplakats für den Zeichenunterricht in der 2. Sekunderklasse bei Lehrer Schellenberg, genannt Schälly, ein beherztes Lachen verursachen: Zigaretten rauchen Lumpen, doch sei ein Mann und rauche Rösslistumpen! Hannes' Gotte, Greti Kessler-Burger auf Schloss Brestenberg am Hallwilersee, gehörte zur Rösslistumpen-Fabrikanten-Familie.

Politisch pflegte unser Vater, Leser der TAT-Zeitung, eine liberal-demokratische Auffassung. Er war befreundet mit Gottlieb Duttweilers Schwester Frau Doktor Suter oder dem NZZ-Redaktor Hans Wyss. Freisinn plus soziale Verantwortung boten ihm eine Heimat, ohne dass er sich einer Partei, geschweige einem Serviceclub wie Lions oder Rotary anschloss, da ihm nach seiner Auffassung des Evangeliums die integere Unabhängigkeit wichtig war. Zu uns Kindern pflegte der Vater eine differenzierte Wahrnehmung in der Unterscheidung zwischen geschenkten Begabungen und dem eigenen Umgang damit. Vaters Glaubenshei-



Unser Vater 1954, das hoch respektierte geistige Familienoberhaupt.



Die reformierte Kirche, wie sie zur Zeit von Pfarrer Meyers Amtsantritt (1941) bis 1947 (Aussenrenovation) aussah.

Foto: Wilhelm Gallas (Archiv Kant. Denkmalpflege)

mat hatte viele Wohnungen nach Joh. 14,2. Seine pietistische Herkunft bekam offene Fenster und Türen. In diesen Jahren führte ihn die Ökumene in die Nähe der Mystik und der sogenannten Kirchenväter wie Augustinus. Als Studierenden faszinierte ihn Anker Larsons «Stein der Weisen». Seine nimmermüde Neugier in fast alle Richtungen speiste sein Wirken als Seelsorger, Lehrer und Prediger. Zu jenen Zeiten widmete er sich den Schriften des Pietisten Christoph Oetinger und denen des Mystikers Heinrich Jung-Stilling, später dann dem Sphärenharmoniker Johannes Kepler.

Veronika

Meine um fünf Jahre ältere grosse Schwester hat goldenes Haar. Bruder Hannes bezeichnete sie gerne als schönheitswehleidig. Sie pflegte das Schöne in mancherlei Hinsicht: beim Sammeln oder Malen von Wiesensträussen, beim Geigenspiel mit geschlossenen Augen und dem Erzählen von Märchen am Waldrand für meine Schwester Gisula und mich. Wenn unsere

Mutter ihrer missgebildeten Hüftgelenke halber alljährlich zur Kur reiste, übernahm Veronika souverän und manchmal leicht autoritär die gesamte Leitung des Hauswesens. Griff sie einmal erzieherisch durch, so nannten Gisula und ich sie «die Habsburg».

Hannes

Er gehörte zeitlebens zu jenem Menschentypus, der stets die Aufmerksamkeit seiner Umgebenden auf sich zu lenken vermochte. Seine doppelte Hornhautverkrümmung band ihn an seine Brille. So wie sein einarmiger Vater wenig Notizen aufschrieb, so wurde Hannes eine aussergewöhnliche Memorierfähigkeit zuteil. Seine vielen Begabungen in Intelligenz, Musik, Malen, Schreiben und im Sport förderten solches Gehabe zusätzlich. Für mich war er der grosse Bruder, Held und Mann mit zwei Armen. Ihm lebte ich vollständig hingegeben. Unser geteiltes Dachzimmer war eine wunderbare Bude. Zu einem seiner unzähligen Einfälle gehörte einmal, dass wir am Ostermorgen früh zweistimmige Choräle über das Dorf hinaustrompeteten, bevor dann um acht Uhr die Harmonie Eintracht unter Heinrich Menet dasselbe bei der Platane am Bahnhofplatz spielte. In den Schulferien reiste Hannes zu Verwandten in den Aargau, um auf dem Bauernhof Hand anzulegen.

Elisabeth

Sie bildete die Mitte, jedoch nicht das Zentrum der Fünfkinderschar. Zwei Jahre über mir, half sie fürsorglich mir, dem vierten, oft kränkelnden, mühseligen «Pausenkind» der Familie, dem Träumer und Träger von Papas humorvollen Ehrentitel Sülchius-Choslewitsch-Schmirinsky. Sie band meine Schulhefte fettfleckenfrei ein und beschriftete sie mit ihrer geordneten, lesbaren Schrift. Sie setzte sich beherzt für einen gerechten Umgang zwischen den sieben Familienmitgliedern ein und behielt dabei stets eine gewisse ernsthafte Haltung. Als Pfadfinderin fand sie in der Mädchen-Pfadihütte oberhalb der Küsnachter Allmend ihr eigenes Freizeitdomizil. Als wunderbare und gewissenhafte Spielerin der Blockflöte pflegte sie die Barockmusik am schönsten, während sich Hannes in allen Gattungen austobte und Veronika Bach und Klassik pflegte. In den Ferien weilte Elisabeth bei befreundeten Familien, wo sie sich um Kleinkinder kümmerte.

Gisula

Sie, mein Ein und Alles, holte mich in ihrer Entwicklung schnell ein, sodass wir fast ein Zwillingenleben teilten. Bei ihr fühlte ich mich als grösserer Bruder. Sie fand zu ihrem Vater, dem sie auch äusserlich glich, einen von uns beinahe beneidenswerten Zugang. Indem sie ihn mit Grossvater anredete, eroberte sie im Nu seine beiden Knie, und so wurde darauf länger rössligeritten. Sie war eben doch das Nesthäkchen, missbrauchte diesen Vorteil jedoch kaum. Immer heckte sie etwas aus, um schon in ihrem Kinderleben weit zu gelangen. So sagte sie eines Morgens zu unserer Mutter: «Ich gang jetzt zum Lluedi i d Schuel.» So suchte sie eine Schuhschachtel, füllte sie mit Laubblättern, einem Papierschnitzel, einer Häuschenschnecke und einem Pliiiby, einem Schreiber, und machte sich auf den langen Weg hinauf ins Erb-Schulhaus. Dort klopfte sie an die Tür. Fräulein Lilotte Schmid liess sie in die Klasse kommen. Eva Hesse, meine Banknachbarin, war gerade krank. Also machte die 4-jährige Gisula munter mit im Schulunterricht.

Über mich selber

Ebenfalls weit- und schlechtsichtig, fand ich Halt bei Hannes und Gisula. Auch ein spannender Kranz von Kinder-Freunden umgab mich im Umkreis von einigen hundert Metern. Sie lebten in den verschiedensten sozialen Milieus, wo ich gerne geduldet wurde und so öfters Zuflucht fand, wenn ich zu Hause als eher sensibler bis schwächerer Mitbruder leicht unter die Räder kam. Neben Hannes am Klavier Musik zu machen, ging nur mit Forte gehämmerten Improvisationen. Meine eigene Neigung führte jedoch zu den Zürichsee-Schiffen und der Eisenbahn, wo ich die Fahrpläne auswendig kannte. Deshalb bekam ich jedes Jahr das amtliche Kursbuch von den Eltern geschenkt! In den Schulferien arbeitete und spielte ich auf Heinrich Pfisters Bauernhof oder flitzte als Ausläufer des Blumenhauses Dolder-Kramer durch Küsnachts Strassen, um mit dem gesammelten Trinkgeld mein eigenes Fahrrad zu erwerben.

Familienleben

Diesen Familienspiegel beschliessend, möchte ich doch anmerken, dass eine eigentliche familiäre Privatsphäre nur in den grossen Sommerferien existierte. Dort regierte dann unser Vater umsichtig und umfassend in zweierlei Heimaten, einmal in der täglichen Bibelstunde zu den abenteuerlichen Geschichten des Alten Testaments mit seinen frühen Heldinnen Sara, Esther und Abigail wie den Helden, Königen, Propheten und Gottesmännern. Danach aber ging es hinauf in die Berge, sobald keine Regentropfen mehr fielen. Unsere Mutter genoss dann die einsamen Stunden und pflegte im Liegestuhl oder auf einer Bergmatte ihre reiche Lektüre.

Da in unserem Haus sowieso ein hoher «Blutdruck» mitsamt einer lebendigen Polyphonie an Stimmen und Tätigkeiten herrschte, waren Radio und Grammophon kein Thema. Dafür wurden kirchliche Chor- und Orgelkonzerte, speziell zu Schiff, bei Hans Vollenweider in Thalwil besucht. Unsere Mutter liebte sinfonische Klavierkonzerte in der Zürcher Tonhalle, vor allem mit «ihrem» Meisterpianisten Arthur Rubinstein. Unser einziger «Grammophon» war in der Zwinglistube unten, das Feurich-Pianola mit den gelochten Papierrollen, etwa dreissig gestandene wichtige pianistische Standardwerke, darunter Bachs



Familie Meyer-Riniker 1952 im Garten des Pfarrhauses Glärnischstrasse (v.l.) Elisabeth, Hannes, Veronika, Rudolf, Werner Meyer mit Gisula.

Orgel-Passacaglia, von Alfred Cortot bearbeitet und gespielt. An regnerischen Sonntag-nachmittagen hörte sich die ganze Meyerei zu Kuchen und Tee solche Konzerte an. Papa bestand jedes Mal auf der Passacaglia! Für Hannes und mich war dies eine wunderbare Impfung, die unsere Lebensläufe anhaltend begleitete. Unser Vater erkannte darin unter anderem die sieben Schöpfungsschritte, denn Bach schreitet dabei sieben Jamben ab – oder die sieben Wochentage.



Unsere Familie 1952, nun mit der Mutter; (v.l.) Elisabeth, Hannes, Veronika, Rudolf, Ruth Meyer-Riniker mit Gisula.